

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.



Elfter Jahrgang.

37.

Mittwoch, 9. Mai.

1838.

Eine Nacht vor der Hochzeit.

Aus dem Französischen.

Ein nasskalter Novembertag hat besonders in Belgien und dem Norden einen so düsteren, träumerischen Charakter, daß man sich leicht das betrübende, schwermüthige Gefühl der Fremden zu jeder Zeit erklärt, welche unter einem leichteren und lebensvollen Klima geboren sind. Der graue Nebelschleier, in welchen die ganze Natur dicht eingehüllt ist, scheint seinen niederschlagenden Einfluß auf die lebendigsten, feurigsten Gemüther zu exerten, die sich aus ihrem gebrückten Zustande nach Licht und Freude sehnen. Die Geschichte des Volkstums und der Dichtkunst der Völker ist mehr, als man es gewöhnlich glaubt, mit dem Klima, unter welchem diese leben, verknüpft; in dem klaren Strom der Verse Lasso's strahlt der italienische Himmel wieder, in dem mächtigen Schwunge Ossian's glaubt man die nordischen Stürme krausen zu hören. Der Tag des 27. Novembers 1802 war trauriger als gewöhnlich; den grauen, regnerischen Himmel durchsuchte schwarzes, schwerwandelndes Gewölk, welches ein rauher Ostwind vor sich dahinjagte, gleich dunkel-flatternden Fahnen. Nur von Zeit zu Zeit drang ein matter Strahl der Sonne durch das Gewölk, um mit seinem Lichte die Fenster einer Auberger zu erhellen, welche an der Landstraße lag, die von Brüssel nach Servieren führt.

Die beiden Personen, welche sich in dem Augenblicke in dem Wirthshause zum „rothen Kreuz“ aufhielten, warteten offenbar auf die Ankunft irgend eines Fuhrwerks. In der Einen der Beiden stellt sich uns ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren dar, mit würdigem Aussehen, der nur mit dem heftigsten Widerwillen sich in seine Langeweile zu fügen schien. Er maß mit unruhigen, heftigen Schritten die rothen Platten, womit der Boden des schwarzen und rauchigen Wirthshauses belegt war, in welchem man kein anderes Geräusch hörte, als die monotone Bewegung einer großen Pendule von schwarzem Eisen;

holz, die in einer Ecke des Saales stand. Indem der Fremde seinen Bewegten Gang durch denselben fast gleichmäßig mit der Bewegung des Pendels fortsetzte, warf er von Zeit zu Zeit einen unruhigen Blick gen Himmel, trat an das Fenster, trommelte auf den Scheiben desselben einen wilden Marsch, sah wieder auf die Uhr und begann von neuem heftig im Zimmer, auf und abzuschreiten.

Plötzlich ließ sich das Geräusch eines Wagens vernehmen. Der Fremde stürzte auf das Fenster zu, von dem er aber wieder mit dem Ausdruck des heftigsten Mergers zurückwich, da er statt des gehofften Wagens, einen langen Mühlkarren schwerfällig vorbeifahren sah.

„Gewiß Margrethe“ wandte er sich an ein junges Frauenzimmer, das, während der ganzen Zeit in tiefes Träumen versunken war, oder in jenem halb-schlaftrunkenen Zustande, welcher durch die Hitze eines Ofens erzeugt wird, den man mit Steinkohlen heizt, „gewiß verfolgt uns ein seltenes Unglück, die Diligence von Servueren muß schon zwei Stunden vorüber sein; — der Wirthsjunge hat sich sicherlich in der Zeit verrechnet, und uns hier eine kostbare Stunde in vergeblichem Warten verlieren lassen, da er erst um vier Uhr Mittag machte.“

„Wir können ja zu Fuße gehen, lieber Vater,“ entgegnete Margrethe, „vielleicht begegnen wir bei dem Hinaussteigen zu dem Rendez-vous de chasse einem Fuhrwerke, und jedenfalls haben wir dann schon eine artige Strecke Weges zurückgelegt.“

„Du sprichst hier, mein Kind, einen Gedanken aus,“ erwiderte der Vater, „der mir selbst bereits kam, den ich aber nur noch nicht auszusprechen wagte, da du von der Morgenwanderung schon sehr ermüdet sein mußt; — doch ein junges Mädchen, welches seine Einkäufe zur Hochzeit macht, nähme es auch mit dem ersten Schnellläufer auf, ohne daß ihm das Mindeste dabei einfielen?“

„Ach! gewiß, Vater, ich habe deine Güte gemißbraucht, nicht wahr?“ sagte Margrethe, indem sie ihr Auge lang mit zärtlicher Besorgniß auf den Vater heftete, „Du bist gewiß sehr müde geworden, — wir wollen warten, bis du wieder neue Kräfte gesammelt hast.“

„Warten? Lieber mache ich noch den ganzen übrigen Weg zu Fuße, ehe ich noch eine halbe Stunde länger in dem verwünschten Saal verweilte, wo ich vor langer Weile drauf gehe: hab' ich schon das zweite Mal die Kupfernen Nägel gezählt, womit der Wagen beslagen ist.“

„Nun, so wollen wir fort,“ sagte das junge Frauenzimmer lächelnd. Sie hüllte sich dann in ihren weiten, schwarzseidenen Pelzmantel, um ihrem Vater auf dem Fuße zu folgen, der schon vorausgegangen, um die Rechnung mit der Wirthin abzuschließen, die die Beiden darauf bis an die Thürschwelle begleitete, von welcher sie laut und wiederholt zum Abschied nachrief: „Glückliche Reise, Herr Aubry, glückliche Reise!“

Wenn der Leser zu erfahren wünscht, wer der Herr Aubry gewesen, so werden ihm zwei Worte zur Schilderung genügen. Nach zwanzigjähriger, ehrenvoller Bekleidung einer Rathsstelle an dem königlichen Hofe zu Brüssel hatte sich Herr Aubry auf ein kleines Landgut zurückgezogen, das er zu Servueren besaß, einem reizenden Dörfchen, drei Meilen von Brüssel; auf jenem widmete er sich der Erziehung einer einzigen Tochter, welcher sich seine ganze Liebe

zuwandte. — In deren Glück er die einzige, letzte Hoffnung seines Lebens setzte. Sein ruhiges und harmloses Leben gab keinen, auch nicht den leisesten Anlaß zur Veräußerung, zum Hass. Wie er selbst streng erzogen war, so ließ er bei seinem Kinde den Neigungen nur so viel Einfluß, als zur Verschönerung des Lebens diente und nicht zu dessen Zerkörung.

Bei solchen Ansichten mußte gewiß die Wahl eines Gatten für seine Tochter Herrn Aubry ein Gegenstand des reifsten Nachdenkens werden; nichts desto weniger hatte er sich von der Liebe die er zu Margreten trug, hinreißen lassen, und aus Furcht, das Mädchen zu betrüben, ihre Hand einem jungen Manne bewilligt, den sie anbetete, der aber doch nach der innersten Ueberzeugung des Herrn Aubry nicht alle Eigenschaften besaß, die er von seinem Eidaume wünschete mochte.

Albert Degrees, der Sohn eines reichen Holzhändlers, welcher in dem Frevel reichen Jahre 1793 auf dem Schafotte starb, sollte der zukünftige Schwiegersohn des Herrn Aubry werden. Margrethe hatte ihn zum ersten Male auf einem der Landbälle erblickt, auf welchen so große Freiheit und Vertraulichkeit zu herrschen pflegt.

Wenn man die Stimmung eines zwanzigjährigen Mädchens, dessen Seele in schwärmerischen Glücksträumen lustwandelt, in Betrachtung zieht, so wird man leicht begreifen, wie bald ein Mensch sein Glück bei ihr machen mußte, der unter anscheinender großer Bescheidenheit, verwegene Kühnheit verbarg, deren Hervorbrechen in seinem Blicke er vergeblich zu verhindern bemüht war, sobald nämlich sein Inneres von einer heftigen, leidenschaftlichen Begierde bewegt wurde. Uebrigens mußte man Degrees für sehr vermögend halten, da der Aufwand, welchen er machte, keiner sonstigen Ansicht Raum ließ.

Mit diesen Vortheilen seiner Lage verbanden sich mehr persönliche, als ein schöner Wunsch, ein kühnes, trotziges Auge, welches zu Zeiten dunkler umwölkt war, wie das eines Tigers, der vom Morde feiert; glänzend schwarzes Haar, in dessen Locken Margrethe manchmal ihre Marmorhände ruhen ließ — all diese äußeren Vortheile waren dem liebeglühenden Albert so zu Statten gekommen, daß er schon in zwei Tagen der geliebte Gemahl einer Frau werden sollte, die er anbetete.

Die glückliche Braut hatte auch schon den ganzen Morgen damit zugebracht, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem hochzeitlichen Anzuge zu treffen. Sie wollte Alles selbst sehen und anordnen, und als Frau nicht aufhören, ihren Geliebten mit zarter Innigkeit zu lieben und Alles aufzubieten, um in seinen Augen lieb und werth zu erscheinen; sie wollte vielleicht selbst dem Vater alle Geheimnisse offenbaren, welche ihr Herz hinsichtlich der Wahl einer Farbe des Gewandes oder des Aufsteckens eines Blumenbouquettes hatte. —

Sorgfältig in ihre Mäntel eingehüllt, eilten die beiden Reisenden mit raschen Schritten auf dem jähen steilen Weg dahin, der von dem Dorfe auf die Straße von Haverghem führt. Auf der Höhe angekommen, warfen sie ihre Blicke auf den Theil der Straße zurück, den sie zurückgelegt, und die sich hinter ihnen ausdehnte gleich einer langen, schwarzen Schlange, zu welcher die Wassertümpel, welche sich bei dem anhaltenden Regen hier und da gesammelt, glänzend schimmernde Schuppen bildeten. Vor den Blicken der Reisenden lag die Straße einsam und öde. Hinter denselben beschleunigten einige Landleute

ihre Schritte mit schütterlicher Angst und grüßten im Vorübereilen mit einem: „Gott schütz' euch auf eurem Wege!“ Da begann Herr Aubry selbst unruhig zu werden; die Straßen waren damals in der That sehr unsicher und es zeugten jeden Tag neue Verbrechen für die wilde Verwegenheit einer Bande Kohlenbrenner, von welchen die Regierung trotz aller Bemühungen das Land nicht befreien konnte. Wenn man die Unsicht und ruhige Sicherheit in Erwägung zog, mit welcher diese Räuberbande ihre Angriffe ausführte, so hätte man glauben sollen, sie stünde unter dem Schutze einer wunderbaren Macht. An den Orten, wo die Gensd'armen ihr Quartier aufgeschlagen hatte, konnten die Bewohner ruhig schlafen; sobald jene abzogen, kamen wieder Brand, Mord und Plünderung an die Tagesordnung.

Herr Aubry sah in dieser Hinsicht, nicht ohne geheime unruhige Bewegung, die Nacht hereinbrechen, als sich noch kein Post- oder Landwagen seinem Wille zeigte. Der Himmel umhüllte sich mehr und mehr und aus den dunkeln Wäldern zu beiden Seiten des Weges ertönte dumpfes Brausen des Windes wie fernballender Donner, schwarze Wolken jagten sich rascher und rascher unter dem Firmamente und schienen auf ihrem Laufe die hohen Wipfel der Bäume zu beugen, welche gleich dem Schiffe hin und herschwankten. Mächtige, zahlreiche Regentropfen bildeten auf der Landstraße Wasserbetten, der Wind, welcher sich immer stürmischer erhob, ließ durch die großen Hallen des Waldes, wie durch so viele Organe, fürchterliches Gebrüll und gellendes Pfeifen ertönen, welches man in den Wäldern des Nordens gehört haben muß, um den Eindruck desselben auf die menschliche Seele ganz zu begreifen.

Bei Herrn Aubry und seiner Tochter verstärkte ohne Frage dieser Eindruck noch die unbestimmte seltsame Furcht, von der sie schon vorher ergriffen waren. In den Blicken, welche der Vater zurücksandte, um irgend ein Fuhrwesen zu entdecken, verrieth sich eine innere Angst, welche er seiner Tochter zu verbergen strebte. Da indessen der Regen immer stärker herabströmte, mußte sich das Paar zu einer Schutzmaße entschließen. — „Wenn du es zufrieden bist, Margrethe, so wollen wir in dem Pachtthofe des Jakob Leroy eintreten, welchen wir zwei Flintenschüsse von hier erblicken. Dort können wir in Sicherheit es abwarten, bis eine Retourchaise nach Terruener vorüberfährt.“

„Ich bin es ganz zufrieden, Vater,“ erwiderte Margrethe, „denn seit einiger Zeit fühle ich so heftige Furcht!“

„Furcht! . . . Und worüber? Wie thöricht du bist! Ist nicht dein Vater bei dir und stehst du ihn nicht bewaffnet?“

„Warum ich mich eigentlich fürchte, weiß ich selbst nicht recht zu erklären. Dünkt es mir doch seit einiger Zeit, als hätten wir besser gethan, nicht zur Stadt zu gehen! Es scheinen mir in dem Rauschen der mächtigen Wälder zu unserer Seite prophetische Stimmen irgend eines nahen Unglücks zu ertönen! Eilen wir uns, Vater, daß wir den Hof des Jakob Leroy erreichen. Nicht eher, als dort, werde ich ruhig werden!“

Herr Aubry verdoppelte seine Schritte, indem er seine Tochter am Arm führte, deren Unruhe sich mit jedem Augenblicke zu vergrößern schien. Zwei Minuten darauf waren sie jedoch sicher und geborgen bei Jakob Leroy, welcher Alles Aufbot, um den beiden Fremden den gastlichen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, den Herr Aubry für eine Nacht in Anspruch nahm.

Der Pachthof, welcher der Schauplatz des Ereignisses wurde, das wir im Folgenden erzählen werden, steht noch an dem Tage; nur erhob sich seit jener Zeit eine große Zahl Gebäude und mit diesem regeren Leben in der Einsamkeit, welche einst dem Hofe Leroi's gefährlich werden mußte.

Dieser Hof, welcher nach der Landstraße zu lag, bildete ein großes, einen Stos hohes Gebäude, aus Backsteine aufgeführt; dann öffneten sich hinter der Kuberger, welche nach dem Walde ging, einige enge Schießlöcher und Vertiefungen, von eisernen Gittern umschänkt. Die Seitenmauer zur Linken war in der Höhe eines Stokkes von einem kleinen Fenster durchbrochen, unter dem ein Holzstoss herankragte bis fast 10 Fuß unter dem Niveau des Fensters, das von einem eichenen Laden geschützt, der mit starken eisernen Bändern versehen war, wie alle des Hauses, das übrigens durch seine solide Bauart und die dicken, mit Eisen beschlagenen Thüren die Ahnung der Gefahr auszusprechen schien, welcher es in der Einöde ausgesetzt war.

Nachdem Hr. Aubry und seine Tochter fünf Stunden vergeblich unter dem Ueberhange (Mantel) des Kamins gewartet hatten, mußten sie sich entschließen, den übrigen Theil der Nacht unter dem Dache Jakob Leroi's zuzubringen, der auch bereits ein seltenes Abendessen hatte bereiten lassen; nach einem solchen Beweise von Freundschaft, wäre es eine gehässige Beleidigung gewesen, in dem Augenblicke weiter zu reisen; dabei kannte auch Herr Aubry die flamändische Höflichkeit und Lebensart zu gut, um nicht zu wissen, daß er hier mit Befriedigung seines Appetites zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen habe.

Das Nachtmahl ward von einer heiteren Unterhaltung belebt. Margrethe, welche wieder in ihre Träume versunken war, erwachte nur aus denselben, um die jungen Mägde des Pachthofes durch die genaue Schilderung ihrer wunderschönen Toilette zu entzücken. Jakob Leroi und Herr Aubry schmauseten, unter dem Mantel des Kamins sitzend, ihre Pfeifen wie echte Amerikaner; sie besprachen sich von kriegerischen und von ökonomischen Angelegenheiten.

„Herr,“ begann eine der Mägde, welche so eben das Vieh heimgeführt, „der Tagelöhner Peter erzählte mir, daß man einen Pachthof zu Noctredame im Walde, „verloht“ habe.

„Nun, das ist einmal zu verwundern!“ entgegnete der Wächter, „liegt er doch mitten im Walde, man trifft eine Meile im Umkreis keine menschliche Wohnung.“

„Doch scheine es mir,“ fuhr Herr Aubry fort, „daß Sie hier auch ziemlich einsam wohnen.“

„Ja, doch ist die Lage hier eine ganz andere!“ nahm Herr Jakob wieder das Wort, indem er mit stolzem Selbstvertrauen um sich schaute, „mein Haus hat solide Thüren und Fenster; zudem sind wir ja hier unserer drei, mit gehörigem Schießbedarf versehen, um jeden Angriff zurückzuweisen.“

„Doch möchte ich,“ fuhr Herr Aubry fort, „eine offene Abwehr aus Ihrer Lage nicht für sehr gerathen halten; in einem Dorfe kann man wohl auf Hilfe rechnen — hier aber, von allen Seiten preisgegeben, hundertfachen Tod erleiden!“

(Beschluß folgt.)

Das Journal des Debats über Pesth.

Das neueste Journal des Debats vom 24. April enthält unter seinen Hauptartikeln einen interessanten Aufsatz, betitelt: „De l'inondation de Pesth par le Danube“, mit St.—M. unterzeichnet, den wir hier, da er viel Wahres und Beachtenswerthes enthält, in einer getreuen Uebersetzung wiedergeben:

„Vor beinahe zwei Jahren besuchte ich Pesth und bewunderte seinen Wohlstand, sein jugendliches und vielversprechendes Ansehen, und als ich erfuhr, daß sich dieses Alles in kaum sechzig Jahren machte, daß Pesth zu Ende des 17. Jahrhunderts noch ein kleines Städtchen war, daß selbst dieses Städtchen im Jahr 1684, in den Kriegen Oesterreichs gegen die Türken, verbrannt und vom Grund aus verwüstet wurde, und daß es nun mehr als 80,000 Einwohner, breite Straßen, schöne Häuser, einen großen Handel hatte — fragte ich mich, was wird diese Stadt, die sich täglich an den Ufern der Donau mehr ausdehnt, in weiteren 60 Jahren an Größe, Reichthum u. Bevölkerung, für Zuwachs erhalten? und ich schuf ihr gerne eine schöne u. blühende Bestimmung. Ach, um wie viele Jahre ward diese Bestimmung durch 3 Tage der Ueberschwemmung zurückgesetzt! Zweitausend zweihundert achtzig eingestürzte, achthundert siebenundzwanzig theilweise zerflörte, u. bloß eilfhundert unverfehrt gebliebene Häuser — das ist, nach den offiziellen Berichten, die unglückliche Lage der Stadt Pesth. Seit dem Erdbeben von Lissabon ist dies das größte Unglück, das in Europa stattgefunden. Das, was den Ruin Pesth's zu einer Art politischem Ereigniß macht, ist der Umstand, daß Ungarn täglich einen raschern Anflug gegen die neue Civilisation nimmt, und Pesth bewunderungswürdig die Schwüngen Ungarns repräsentirt. In Pesth ist Alles von Heut' und Gestern; kaum daß ein Haus älter als 60 Jahre ist. Es ist eine gänzlich neue, gänzlich moderne Stadt, die alle Vorzüge und alle Fehler, nämlich die Bequemlichkeit und die Einförmigkeit der modernen Städte besitzt. Lange, breite, schnurgerade Straßen; einige mit Trottoirs eingefast; schöne, nach einem Model gebaute Häuser; große, regelmäßige Plätze; ein weittläufiges Theater; eine große Bewegung der Ankommenden und Abgehenden; das Ansehen einer Hauptstadt, aber einer morbernen Hauptstadt, wo die Symmetrie die Architektur ersetzt — so war Pesth vor seiner Zerstörung; es war das Entrepot von Ungarns Handel und des ganzen orientalischen Europas, und der Handel führte hier, wie gewöhnlich, die Wißbegierde und die vernünftige Freiheit, die beiden kräftigsten Hebel zum Fortschritte der Nationen ein.

Die liberale Civilisation kann auf ihrem Wege gegen den Osten Europas keinen bessern Anhaltspunkt als Pesth finden, um sich von hier aus nach und nach auszubreiten. In der That ist Ungarn das neue Element in Oesterreich. Das ist es, wie sich die Zukunft auch immer gestalten möge; denn sollte die Zukunft einen Krieg herbeiführen, so würde er viel wahrscheinlicher an der Donau, als an dem Rhein stattfinden; sollte aber der Friede beibehalten werden, so würden die von seinem Gefolge unzertrennlichen sozialen Verbesserungen nur durch Ungarn in das orientalische Europa ihren Weg finden, durch Ungarn, das ihm bereits Beispiele und Lehren erteilte. Nun sind diese Fortschritte und Entwicklungen durch die schreckliche Ueberschwemmung vom 14. und 15. März d. J. unterbrochen und zurückgesetzt worden.

Wenn man mit dem Dampfboote von Pressburg in Pesth ankam, stellte sich ein prächtvoller Anblick dar. Der Quai der Donau mit seinen großen und

schönen
ober des
Wassers
den An
gen kön
den die
Theile,
rend in
messlich
Strome
einzuric

untere
Stadt
nichts g
treter
es ist d
latin.
nen Bän
den um
sie zug
einer d
Frankf
und die
mit ein
Metam
sich, si
erhalten
menader

D
genstän
Charak
Geschm
Ausgan
wohnt.
gen S
Pesth's
über d
edle S

*) D

schönen Häusern macht beinahe den Eindruck des Saint-Clair-Quai's zu Lyon oder des Quai's zu Bourdeaux. Diese Häuser, heißt es, haben der Wuth des Wassers widerstanden. Solide Gebäude, und von einer Beschaffenheit, daß sie den Andrang des Wassers, das alle Jahre (?) beinahe ihre Füße badet, ertragen können, sind sie aufrecht stehen geblieben *) und verbergen noch den Reisenden die Ruinen des Innern der Stadt. Man hat sogar beobachtet, daß die Theile, die dem Strome am nächsten liegen, am wenigsten gelitten haben, während in den entfernteren Vorstädten die Zahl der eingestürzten Häuser unermesslich ist. Diese Differenz entsteht aus der Differenz der Bauart. Ferne vom Strome baute man ohne Furcht, ohne Vorsicht, ohne die Fundamente solid einzurichten. Daher solch großes Mißgeschick.

Ofen, das Pesth gerade gegenüber liegt, wird in zwei Theile, in die untere und obere Stadt eingetheilt. Die längs der Donau gebaute untere Stadt wurde nicht mehr als Pesth (?) verschont; aber die obere Stadt hatte nichts gelitten; um diese zu überschwemmen, hätte eine allgemeine Sündfluth eintreten müssen. Ofen ist auf einem Hügel gebaut, der die Donau beherrscht: es ist die alte Stadt und hier ist auch das Residenzschloß des Erzherzogs Palatin. Ofen ist von hohen Wällen umgeben, die jetzt nur Terrassen mit schönen Bäumen bepflanzt sind, und so, gleich den Wällen in Wien, zu Promenaden umgewandelt wurden. Diese Art, die alten Stadtwälle zu erhalten, aber sie zugleich in Spazierplätze, wie in Wien und Ofen, umzuwandeln, ist einer der charakteristischen Züge Oesterreichs. Unterwärts, in Regensburg, Frankfurt und Leipzig, zerstörte man die Wälle und füllte die Gräben aus, und diese Städte, die sonst mit Festungswerken umgeben waren, sind jetzt wie mit einem Gürtel von lachenden Gärten umschlungen. Da gab's eine vollständige Metamorphose. In Oesterreich zerstört man antike Dinge nicht; man begnügt sich, sie den Bedürfnissen des Jahrhunderts anzupassen und die Wälle werden erhalten und sorgfältig unterhalten. Sie dienen bloß zu Terrassen und Promenaden.

Dieser Sinn für Stetigkeit, diese gewissenhafte Erhaltung alter Gegenstände ist nicht nur ein Prinzip der Regierung, es gehört auch selbst zum Charakter der Einwohner. Sie bewahren in ihren Gewohnheiten denselben Geschmak für Stabilität. Obwohl Ofen eine sehr unbequeme Stadt, und der Ausgang sehr beschwerlich ist, so ist es doch diese Stadt, wo die Noblesse wohnt. Pesth ist die Stadt des Handels, und die Noblesse liebt die gebirgigen Straßen Ofens und seine oft kleinen Häuser mehr als die ebenen Straßen Pesth's und seine prächtigen Hotels. Die Achtung für das Herkommen steigt über den Geschmak des Luxus. Indessen lassen sich von Zeit zu Zeit einige edle Familien nach Pesth hinab und die alte Stadt scheint gegen die neue zur

*) Nicht nur diese, sondern fast Alles, was Pesth an soliden und prächtigen Gebäuden besitzt, und was ihm den Ruf einer der schönsten Städte Europas erworben, ist erhalten oder doch nur gering beschädigt worden. Wir lassen uns bei dem großen und betroffenen Unglück wenigstens diesen Trost nicht nehmen; so gerne auch Unkundige oder Uebelgesinnte, vielleicht in ihren frommen Wünschen, den Kredit dieser Stadt zu vernichten, sich gränzenlos abmühen, um durch öffentliche Organe aus ihr durchaus ein zweites Herkulanum oder Pompeji zu machen und uns sogar die Aussicht auf eine erfreuliche Zukunft zu verstellen. R.

erfüllt. Vor zwei Jahren fand ich diese Auswanderung sehr vernünftig, da ich nicht begreifen konnte, wie man hartnäckig auf einem Felsen sitzen könnte, anstatt eine große, schöne, auf einer herrlichen Ebene gebaute, an dem Ufer eines prächtigen Flusses gelegene Stadt zu bewohnen *). Heutzutage wird man ohne Zweifel in Pesth, anstatt über die alte Stadt und ihren Felsen zu scherzen, auf den Gedanken gekommen sein, daß die Vorsehung vergangener Zeiten nicht nur an den Krieg gedacht, als sie diese Stadt auf diesem hohen Hügel erbaute, sondern auch die Launen und die Verwüstungen des Stroms berücksichtigt habe.

Wie gesagt, ist die Ueberschwemmung von Pesth ein politisches Ereigniß; denn diese schreckliche Katastrophe stellt sich den Fortschritten, die Ungarn in der Civilisation macht, hemmend entgegen; sie ist aber auch eine große Prüfung für die Hilfsquellen dieses Landes. Wenn Ungarn, wie wir hoffen, seinen Verlust schnell ersetzen wird, würde nie ein Land einen glänzenderen Beweis seiner Kraft entwickelt haben, und in der Folge würde man nicht mehr an einer glücklichen Zukunft zu zweifeln berechtigt sein.

*) Der Verfasser scheint außer Acht gelassen zu haben, daß Ofen die Hauptstadt Ungarns und der Sitz hoher Landesstellen ist, was den Aufenthalt vieler Notabilitäten daselbst bedingt und erklärt. R.

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Mignon-Zeitung.

M ü n c h e n. Ein Rabiner aus Algier, der früher Schatzmeister des Dey gewesen sein soll, und durch die Revolution verarmte, jezt die Welt durchreist, um das Lösegeld von 3000 Dukaten für seine durch die Beduinen gefangenen Söhne zusammen zu erhalten, daß für deren Freiheit kreditirt ist, aber der Ehre Willen auch heimbezahlt werden soll, macht hier Furore. Der alte Mann, dessen Haare durch das Klima ohnehin früher weiß wurden, findet bei seinen Glaubensgenossen, so wie in hohen Zirkeln u. Pallästen reichliche Beisteuer, welche seine beabsichtig-

te Kollekte bald übersteigen dürfte (?). An Neugierigen fehlt es ihm auf der Straße, in Gast- u. Wirtschaftshäusern, die er besucht, nirgends. Der Kollekteur aus Algier findet mit seinen jährlich gedruckten Gedichten u. Bittschriften in seinem theatralischen Kostüme mehr Anklang, als die Noth eines Hausarmen oder der abgebrannten Landleute in Johanniskirchen, für welche unsere Tagblätter sammeln, und der waslere Lithograph Bergmann die gelungene Ansicht der unglücklichen Stadt Pesth verkauft.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 9.

Halbjähriger Preis 4. R., mit freier Postsendung 5 R. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 R. und postfrei 6 R. E. W. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Wien (Festung, außerhalb des Wasserthors) in E. Müllers und F. Tonolas Kaufhandlung zu Pesth und bei allen k. r. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.